

Markus Walther
mit Hauke Burgarth

VERDINGKIND

Mein Leben als Arbeitskind
und wie ich meinen liebenden Vater fand

SCM
Hänssler

SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM Hänssler ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe, die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt



© 2022 SCM Hänssler in der SCM Verlagsgruppe GmbH
Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen
Internet: www.scm-haenssler.de; E-Mail: info@scm-haenssler.de

Bildteil:

© Markus Walther, außer:

S. 5 oben: © Miriam Majaniemi

S. 5 unten: © Lukas Gieringer, ICF Zürich

S. 6 oben: © Bernhard Stegmayer

Die Bibelverse sind, wenn nicht anders angegeben, folgender Ausgabe entnommen:
Lutherbibel, revidiert 2017, © 2016 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart

Lektorat: Christiane Kathmann, www.lektorat-kathmann.de

Umschlaggestaltung: Stephan Schulze, Stuttgart

Titelbild: Miriam Majaniemi, www.maj-photo.ch

Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Gedruckt in Deutschland

ISBN 978-3-7751-6105-3

Bestell-Nr. 396.105

INHALT

Alles neu?	9
Immer unterwegs	11
Ab ins Heim	22
Verdingkind auf dem Bauernhof	31
Eigentlich tot	42
Noch ein Bruder	57
Ein gutes Heim	64
Schiefe Türme, steile Berge	75
Bomberjacke und Edel-Jeans	83
Allein unter Frauen	96
Zwischen Familienleben und Drogen	110
Als Taxifahrer unterwegs	126
Im Schuhgeschäft	138
Liebe und Familie	153
Den Boden unter den Füßen verloren	173
Mit Jesus auf der Bank	183

Sechs Monate ohne	194
Wenn Gott spricht	208
Beruf und Berufung	217
Danksagung	233
Anmerkungen	234

ALLES NEU?

Wer beim Arbeiten am Computer in eine Sackgasse gerät und merkt, dass es scheinbar nicht weitergeht, kann auf den »Refresh«-Button drücken. Dann fragt der Computer automatisch die aktuelle Situation ab – und plötzlich funktioniert vieles wieder.

So etwas hätte ich mir gewünscht, als ich im Sanatorium Kilchberg in Zürich war.

»Refresh« – und alles wäre wieder gut.

Aber das war es nicht.

Ich war auf dem absoluten Nullpunkt angekommen.

Nein – ich war schon darunter.

Eine Ehe war zerbrochen. In meiner zweiten Ehe kriselte es. Groß geworden war ich in Heimen, wo Liebe absolute Mangelware war, und als Verdingkind bei einer Bauernfamilie, die mich ausnutzte und misshandelte. Trotz allem hatte ich etwas auf die Beine gestellt und war beruflich erfolgreich geworden. Doch was war der Preis dafür? Äußerlich befand ich mich auf Erfolgskurs, innerlich war ich getrieben von Angstattacken, und die Ärzte hatten mir eine Erschöpfungsdepression attestiert. Ich wusste nicht, wie es weitergehen sollte.

Ein Bekannter hatte mir ein christliches Buch in die Hand gedrückt. Brauchte ich so etwas? Ich doch nicht! Lange hielt ich

den frommen Inhalt für Hokuspokus. Doch während ich darin las, wurde mir plötzlich warm ums Herz. Ich verstand auf einmal, worum es ging, und auch, dass Gott mich liebte.

Da saß ich nun auf einer Bank neben dem Sanatorium und weinte. Ich spürte, dass das nicht nur ein kurzfristiges Betroffensein war. Ich hatte keine Ahnung warum, aber irgendwie war ich gerade am Ziel angekommen. Nein, eigentlich hatte mein Leben gerade neu angefangen! Als hätte Gott selbst den »Refresh«-Button gedrückt.

Ich heiße Markus Walther, aber jeder nennt mich Meck. Und das ist meine Geschichte.

Ich erzähle sie, weil ich erlebt habe, wie Gott in mein Leben eingegriffen hat.

Ich erzähle sie, weil sie wahr ist.

Und ich erzähle sie, weil Gott mir gesagt hat: »Schreib es auf.«

IMMER UNTERWEGS

»Mama, ich habe einen neuen Freund!«

Aufgeregt lief ich durchs Treppenhaus in unsere Wohnung zu meiner Mutter, die in der Küche am Herd stand. Sie schaute auf. »Wer ist es denn? Es ist doch niemand neu in die Nachbarschaft gezogen?«

»Es ist kein Junge. Es ist ein Schwan!«

»Was hast du gesagt?«

»Mein Freund ist ein Schwan. Ich brauche Brot, ich will ihn füttern.«

Es war schon ein paar Tage her, da hatte ich ihn das erste Mal gesehen. Auf dem See gab es viele Schwäne, aber dieser hier flog bis zu unserem Haus, landete auf der Wiese daneben und zupfte mit seinem starken Schnabel etwas Gras ab.

Er war riesig, fast so groß wie ich, aber Angst hatte ich nicht vor ihm. Er sah so wunderschön sauber und weiß aus. Schnell holte ich etwas altes Brot aus der Küche und lief wieder hinaus, um ihn zu füttern. Er fraß es Krümel für Krümel.

Am nächsten Tag war er wieder da. Vorsorglich hatte ich schon etwas Brot in die Tasche gesteckt. Scheu war der große Vogel nicht, und nach ein paar weiteren Tagen nahm er mir die Brotstücke vorsichtig aus der Hand. Zuerst hielt ich vor Aufregung die Luft an,

doch für den Schwan schien das völlig normal zu sein. Selbst als ich ihn später streichelte und sogar in den Arm nahm, blieb er da. Andere Kinder hatten ein Meerschweinchen oder Kaninchen – ich hatte einen Schwan. Tatsächlich war er für mich mehr als nur ein Tier. Er wurde mein Freund.

Ich kam am 8. September 1974 im Kantonsspital in Zug zur Welt. Später sagte einmal jemand zu mir: »Du bist nicht von hier. Du bist in Zug geboren.« Hatte ich es falsch verstanden oder wollte ich aus meiner Geburt ein Abenteuer machen? Ich weiß es nicht mehr. Jedenfalls war ich als Kind jahrelang der Überzeugung, dass ich im Zug geboren sei. Das klang zwar seltsam, aber irgendwie gefiel mir der Gedanke, in einer Eisenbahn das Licht der Welt erblickt zu haben. Wer konnte das schon von sich sagen? Erst als ich ein Teenager war, klärte sich das Missverständnis auf.

Dabei waren wir als Familie tatsächlich viel unterwegs. Das lag nicht zuletzt an meiner Mutter, die eine gebürtige Graf war und eine »Jenische«, ein Zweig des fahrenden Volks, der weniger bekannt ist als Sinti und Roma. Wie viele Menschen sich zu den Jenischen zählen, ist unbekannt, aber sie leben hauptsächlich in der Schweiz. Nur dort und erst seit 2016 werden sie als nationale Minderheit anerkannt, wobei es unwichtig ist, ob sie sesshaft oder fahrend leben.

Meine Familie wohnte anfangs in einem Wohnwagen und dort kamen auch meine beiden älteren Geschwister zur Welt: Amara war acht Jahre älter als ich, mein Bruder Andy sieben Jahre älter. Die beiden erlebten noch während ihrer Primarschulzeit hautnah, was es hieß, immer auf Achse zu sein, wenn unser Vater seiner Arbeit hinterherreiste. Ich selbst kann mich an diese Zeit nicht mehr erinnern. Als meine Eltern den Wohnwagen verkauften und

sich in Küssnacht am Rigi niederließen, war ich noch ein Kleinkind.

Auch als wir sesshaft wurden, war unser Vater immer noch als Scherenschleifer unterwegs. Dafür benutzte er eine Karette, eine Art Schubkarren, auf der sein Schleifstein befestigt war und mit der er sein Werkzeug transportierte. Oft begleitete ich ihn und saß als Krönung obendrauf. Die Karette rumpelte ordentlich, und ich musste mich gut festhalten, aber ich liebte unsere Touren.

Mein Vater schob den Wagen von Haus zu Haus, von Wohnung zu Wohnung, von Tür zu Tür, klingelte und sagte: »Grüezi, der Scherenschleifer ist da. Haben Sie Messer oder Scheren zum Schärfen?«

Meine Aufgabe war es, freundlich zu lächeln, ab und zu wurde ich auch an die Türen geschickt, um zu klingeln. Wenn die Bewohner seinen Dienst in Anspruch nehmen wollten, nahm mein Vater die stumpfen Werkzeuge in Empfang und öffnete seine Schleifmaschine. Er trieb den Schleifstein mit einem Pedal an und schärfte, dass die Funken flogen. Vor dem Stein hatte ich Respekt, da hielt ich lieber etwas Abstand, aber meinen Vater bewunderte ich für sein Können. Anschließend gaben wir die Messer und Scheren wieder zurück und kassierten den Lohn dafür.

Vater hatte mich gern dabei. Viele Leute hatten Bedenken, wenn Jenische in der Nähe waren – es könnte ja etwas wegkommen –, doch so ein kleiner Junge stellte Vertrauen her.

Ich genoss es ebenfalls, meinen Vater zu begleiten. Zum einen wurde ich den ganzen Tag über herumkutschiert und bekam einiges zu sehen, zum anderen griff manche Hausfrau in ihre Schürzentasche oder eine Schublade und bot mir mit den Worten »Magsch en Schoggi?« etwas zum Naschen an.

Abends ging es dann wieder zurück nach Hause in den Hörnligarten. Dort standen vier oder fünf mehrstöckige Mietshäuser, Plattenbauten mit mehreren Wohnungen pro Etage. Der Putz bröckelte an etlichen Stellen ab und die Fenster waren nicht ganz dicht. Die grauen Klötze hätten schon damals keinen Schönheitspreis gewonnen, doch ich mochte unsere kleine Wohnung, den großen Parkplatz zwischen den Häusern, die vielen Kinder, die auf dem Gelände herumsprangen, und natürlich die Aussicht. Nur ein paar Hundert Meter entfernt lag der Vierwaldstättersee, bergauf schauten wir Richtung Seebodenalp.

Wenn ich an so etwas wie eine normale Kindheit denke, fällt mir immer wieder diese Zeit ein. Tatsächlich war es der schönste und normalste Abschnitt meiner jungen Jahre. Ich konnte nicht wissen, dass meine Geschichte so ganz anders verlaufen würde als die meiner Nachbarn und Spielkameraden, die hier wie ich in einfachen Verhältnissen lebten.

Auf den Parkplätzen, die zwischen den Wohnblöcken lagen, lernte ich als Dreikäsehoch schon Fahrrad fahren. Erst setzte mein Vater mich auf den Sattel und hielt das Fahrrad am Gepäckträger fest, dann drehte ich meine erste Runde allein, und schließlich fuhr ich auf der Asphaltfläche herum. Viele Autos standen dabei nicht im Weg.

Zunächst funktionierte es wunderbar, doch gerade, als ich dachte, ich hätte alles im Griff, verlor ich die Kontrolle und stürzte. Vor Wut und Enttäuschung warf ich das Fahrrad in die Büsche. Aber ich holte es bald wieder heraus, denn alle fuhren Fahrrad, und ich konnte unmöglich als einziger Fußgänger hinterherlaufen.

In der Regel aber war die Stimmung beim Toben und Spielen richtig gut. Sie wurde sogar noch besser, als ich einmal eine Tor-

te auf den Hof herunterbrachte, die ich bei uns im Kühlschrank gefunden hatte. Weil mir die Kinder aus unserer Nachbarschaft wichtig waren, verteilte ich fleißig davon. Alle, die wollten, bekamen ein Stück. Es war ein richtiges Fest. Doch die gute Stimmung dauerte nur so lange, bis Mutter die Kühlschranktür öffnete und entsetzt fragte: »Wo ist denn die Geburtstagstorte von Amara?«

Ich wollte es natürlich nicht gewesen sein. So war es kein Wunder, dass die Eltern mir bei anderen Gelegenheiten nicht glaubten, wenn ich wirklich unschuldig war.

Nach dem Schwan – dem ich übrigens keinen Namen gab – war Negi mein nächstbester Freund. Negi war unser Hund, ein Schnauzer. Wenn ich morgens nach dem Aufstehen in den Flur kam, lief er mir bereits schwanzwedelnd entgegen. Tagsüber legte Negi sich oft ruhig an meine Seite und war einfach da. Dann spürte ich seine Wärme und den Herzschlag, und er gab mir ein Gefühl großer Nähe.

Negi konnte aber auch wie ein Wilder herumtollen und er liebte Süßes. Ich habe den lauten Ruf »Markus!« noch im Ohr, der eines Tages im Dezember aus dem Wohnzimmer kam. Dort war schon alles weihnachtlich dekoriert, in der Zimmerecke stand unser Tannenbaum, geschmückt mit Kugeln, Kerzen und bunt verpackten Schokoladenstücken. Nur dass die Schokolade nicht mehr vorhanden war. »Markus, wo ist die Schokolade geblieben?« Ich stutzte und stotterte, war mir aber keiner Schuld bewusst. Ich mochte Süßes, aber in der Weihnachtszeit gab es genug davon. Weshalb hätte ich etwas aus dem Baum nehmen sollen? Und warum hätte ich gleich alles nehmen sollen?

Plötzlich sah ich Negi, der mit dem Schwanz wedelte und sich die Schnauze leckte. Unsere Blicke trafen sich. Wenn je ein

Schnauzer schuldbewusst dreingeblickt hat, dann er. Aber echte Freunde verraten sich nicht gegenseitig. Ich war es zwar nicht gewesen, doch man gab mir die Schuld.

Genauso wenig, wie ich das Geld meines Vaters ausgegeben hatte.

Wie so oft rief er mich zu sich: »Komm doch mal eben her.«

»Was ist?«

»Geh in den Laden unten im Ort und hol mir eine Packung Zigaretten. Hier hast du Geld.«

Mein Vater griff ins Portemonnaie und drückte mir ein paar Münzen in die Hand. Schnell machte ich mich auf den Weg zu dem Laden, denn ich wurde von einer gefährlichen Bande verfolgt, die nur ich sehen konnte. Ich rannte die Hörnlistraße so schnell hinunter, dass ich sie fast abgehängt hätte, aber sie waren noch da. Deshalb sprang ich beim Eckhaus unten auf die Mauer und balancierte über die ganze Länge hinweg. Ich hatte einen guten Vorsprung. Also hüpfte ich den Rest des Weges am Bordstein entlang – immer wieder nach oben und auf die Straße, hoch und runter. Das würden sie nicht schaffen!

Um wenigstens eine Hand frei zu haben, steckte ich ein 50-Rappen-Geldstück in den Mund, wo es auch vor der Bande in Sicherheit war. Ich machte einen großen Satz und landete hart.

So ein Mist! Ich hatte das Geldstück hinuntergeschluckt!

Damit war das schöne Spiel zu Ende. Ich schaute traurig auf den kläglichen Rest der Münzen in meiner anderen Hand. Das reichte nie im Leben für eine Packung Zigaretten. Schweren Herzens kehrte ich um. Erst langsam und dann noch langsamer schlich ich zurück nach Hause, zurück zu meinem Vater.

»Da bist du ja endlich.«

»Du, Vater...«

»Hast du die Zigaretten?«

»Nein. Ich hab ein Geldstück verschluckt. Aus Versehen!«

»Du meinst, du hast dir davon etwas zum Schleckern gekauft?«, schimpfte er.

»Nein. Wirklich. Ich hab's verschluckt.«

Mein Vater glaubte mir kein Wort. Aber was sollte er tun? Das Geld reichte nicht mehr, um Zigaretten zu kaufen, also zückte er schweren Herzens noch einmal das Portemonnaie und gab mir eine weitere Münze.

»Die wird aber weder ausgegeben noch heruntergeschluckt oder weggeworfen. Ist das klar?«

»Ja.«

Der restliche Einkauf lief ganz normal ab, auch wenn er ohne Verfolgungsjagd nur halb so spannend war.

Solche Aktionen waren typisch für mich, weil ich meistens einfach loslief und spontane Ideen direkt umsetzte. Nachdenken kam für mich erst später – und manchmal eben zu spät.

So schön die Umgebung des Hörnligartens für mich als Kind war – die Wohnung dort war für unsere Familie zu klein. Deshalb zogen wir bald darauf in die Ortsmitte. Das Litzihüüsli war ein altes Holzhaus. Es lag zentral in der Nähe des Bahnhofs und nicht weit vom Bootshafen entfernt. Dort teilten Andy und ich uns zwar noch einen Raum, aber Amara hatte jetzt ein eigenes Zimmer.

Wenn sie aus der Schule nach Hause kam, verschwand sie direkt darin. Sekunden später drückte sie die Play-Taste an ihrem Kassettenrekorder und es dröhnte durch die Wohnung: »You ain't nothin' but a hound dog...«

Elvis war angesagt, und ich kleiner Kerl liebte seine Songs.

»Amara, mach das Geplärr leiser!«

»Das ist Musik!«

»Mach leiser, sag ich.«

Mutter unterschied sich in diesem Punkt nicht von anderen Müttern. Mit dem Musikgeschmack ihrer Kinder konnte sie nicht viel anfangen. Wenn Amara kompromissbereit war, erklang es danach etwas ruhiger: »Wise men say only fools rush in ...« Wenn nicht, dann war es eben der »Jailhouse Rock«.

Schräg gegenüber von unserem Haus war ein Restaurant. Wenn Vater gut verdient hatte, holten wir uns dort etwas zu essen. Mein Lieblingsgericht war »Poulet im Körbli«, ein halbes gegrilltes Huhn in Soße mit Pommes.

Eigentlich hätten wir glücklich sein können, doch Stück für Stück veränderte sich die Stimmung bei uns im Haus. Meine Geschwister übernahmen mehr Verantwortung und kümmerten sich stärker um mich. Mein Vater zog aus dem Elternschlafzimmer aus und schlief im Wohnzimmer auf der Couch. Immer öfter stand dort morgens eine leere Flasche auf dem Tisch. Regelmäßig kam es zum Krach mit den Eltern, aber auch unter uns Kindern. Meine Mutter zog sich immer mehr zurück. Als irgendwann ein Arzt ins Haus kam und ihr einen Infusionsständer neben dem Bett installierte, erfuhr ich die schreckliche Wahrheit: Mutter hatte Krebs. Und es sah nicht gut aus.

Plötzlich verstand ich, warum wir nichts mehr gemeinsam unternahmen, nicht mehr im Haus spielten oder gar lachten. Jedes Geräusch war ihr zu viel.

Ich war zu viel.

So kam es jedenfalls bei mir an, wenn Vater mich bei jeder Gelegenheit anfuhr: »Kannst du keine Rücksicht nehmen?«